

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 7

Artikel: Sonne, Sand und Steine : kleine Reise durch das Land der Somali
Autor: Herrlich, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666190>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gebenedeiet ist die Frucht deines Leibes, Jesus.“

Nur daß sie sich dabei dicht an den großen eisernen Ofen drängt, und obwohl die Wärme des Feuers sie durchdringt, weiter von Frostschauern geschüttelt wird, als sie an das eisige

Land denkt, das sie umgibt, an den tiefen Wald und an François Paradis, den sie sich noch nicht ohne Leben vorstellen kann und den es so frieren muß in seinem kalten Bett von Schnee . . .

(Fortsetzung folgt.)

Mitternacht.

Der Zeiger weist die zwölfte Stunde,
Und alle Uhren schlagen aus;
Gemessnen Schwunges in der Runde
Durchsummen sie das weite Haus.

Zwar dringt ihr Ton, so laut er mahnet,
Nicht zu des müden Schlafers Ohr —
Wohl ihm und jedem, der nicht ahnet,
Was ihm noch künftig steht bevor.

Doch wer ihn hört, vernimmt erschrocken
Den feierlichen Ruf der Zeit,
Und kann ihn nicht mehr Ird'sches locken,
So denkt er an die Ewigkeit.

Am trübsten lauscht ein später Zecher,
Der sinnend stützt das alte Haupt:
Er faßt und leert gerührt den Becher
Den Freunden, die ihm längst geraubt.

Martin Greif.

Sonne, Sand und Steine.

Kleine Reise durch das Land der Somali. Von Dr. Albert Herrlich.

Dort wo ausgangs des Roten Meeres die östliche Spitze Afrikas einem Löwenkopfe ähnlich weit in den indischen Ozean vorspringt, liegt Kap Guardafui. Jetzt ist es ruhiger geworden an diesem einsamen Zipfel der Erde. Noch vor weni-

gen Jahren rundeten die Kapitäne vorsichtig die klippenreiche Ecke. Und versuchte man die Passage durch Leuchtfeuer zu sichern, so zerstörten die Somaliniger immer wieder die Anlagen und ermordeten und vertrieben die Besatzung. Eine be-



Die Stadt Djibouti in der Wüste.

merkenswerte Ausdauer bewiesen sie in diesem Spiel, bis den Italienern, den Herren des Gebietes, endlich der Geduldssaden riß und eine Strafexpedition dem Treiben ein Ende machte. Das Land der Somali ist das Hinterland der Halbinsel, politisch längst aufgeteilt unter Italien, England und Frankreich. Doch ist diese Herrschaft nur theoretisch, denn das Interesse der Gebieter beschränkt sich nur auf die konkurrierende Sicherung der Schifffahrtsstraße nach Asien.

Hauptort dieser Küsten ist Djibouti, der französische Gegenpol des englischen Stützpunktes Aden, nach fünftägiger Fahrt durch das Rote Meer mein erster Rastpunkt.

Einstmals war hier, am Ras Djiboutil, nur eine verlorene Flotten- und Kohlenstation für die Seefahrt nach Indien. Die Erschließung Abessinians, die Vollendung des Bahnbaues nach der Hauptstadt Addis Abeba, war Anlaß eines jähen Wandels. Der nicht unbeträchtliche abessinische Export wie Import muß durch Djibouti und wird hier verzollt. Die ertragreiche Schlüsselstellung war wert des Ausbaues, und so ist Djibouti jetzt einer der größten Kolonialplätze Nordafrikas, von den großen Dampferlinien regelmäßig angelaufen.

Diese Kolonialsiedlungen längst der afrikanischen Küste gleichen einander wie ein Ei dem andern. Das besondere an Djibouti ist höchstens die Tatsache, daß das Land schon seit biblischen Zeiten aus Sand und Steinen besteht, daß das Rote Meer nicht rot, sondern von unwahrscheinlicher Bläue ist und durch die berühmte Straße Bab el Mandeb, „das Tor der Tränen“, einst die Sklavenhändler ihre unglückliche Fracht nach Arabien brachten, jetzt aber die Ostasiendampfer sie eilig passieren, froh die Hölle der Hitze bald hinter sich zu haben.

Hitze, Sand und Wassermangel geben dieser Stadt das Gepräge, diktieren Lebensformen, denen sich jeder fügen muß, der hier den Daseinskampf führt. Schon früh am Morgen, kaum, daß die kurze Dämmerung den Tag einleitet, beginnt das Leben. Aus ihren armseligen Hütten in der Wüste ziehen die Somali zum Markt. Sie bringen Hammel- und Ziegenherden, Tauschwaren, Bast und Flechtarbeiten. Hoch mit Holz beladen kommen die Dromedare- und Eselkarawanen, denn Holz ist eine kostbare Ware in diesem baumlosen Land.

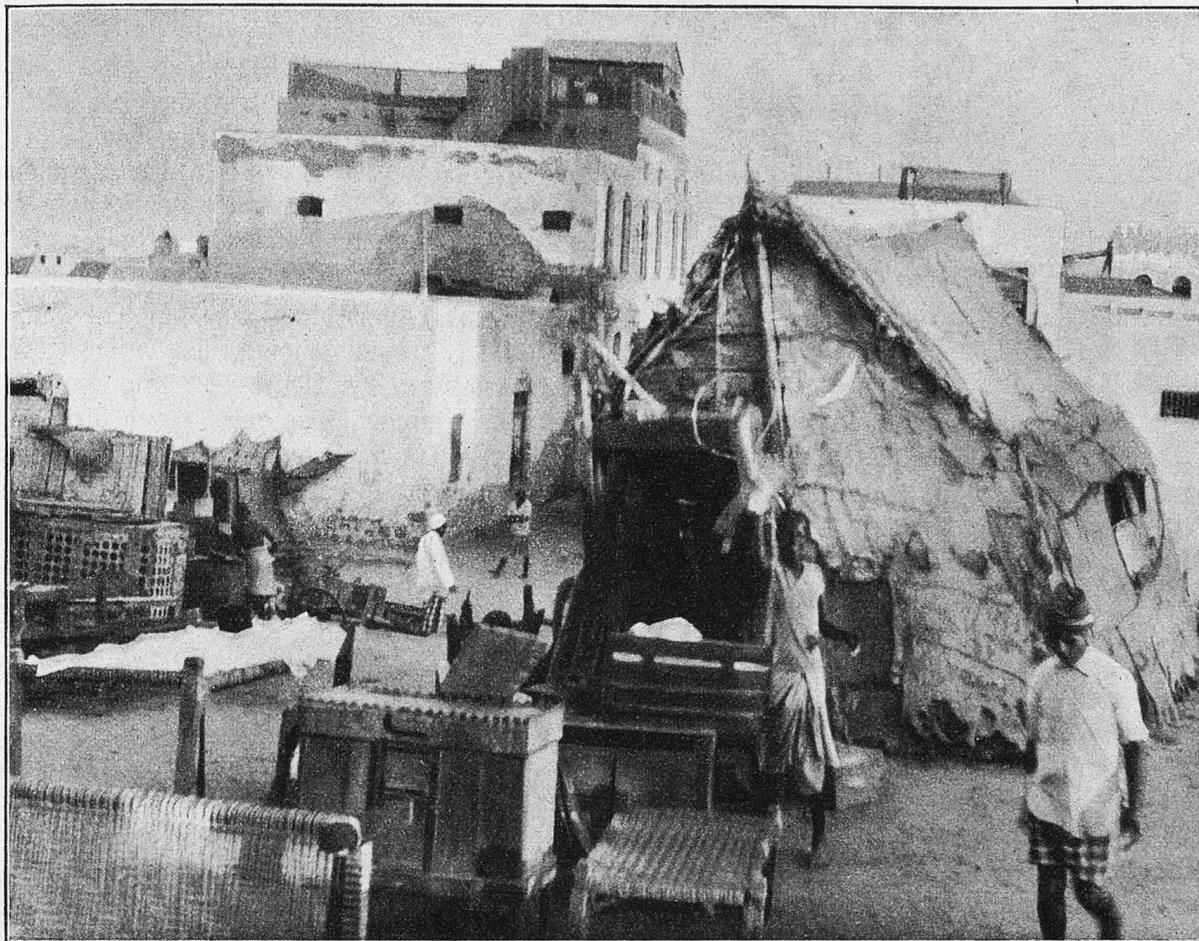
Um diese Zeit des Marktbeginns öffnet der Kaufmann seine Hallen, die tief hinter den Ar-

kaden der Häuser liegen, um die Hitze des Tages einigermaßen zu bannen. Er öffnet hier weit die großen Türen gegen die Schattenseite und dichtet dort sorgfältig gegen die Sonne ab. Fensterscheiben kennt und braucht man nicht. Die Luft soll überall ungehindert passieren. Die großen Propeller an der Decke werden eingeschaltet, oder ein schwarzer Boy zieht an der Schnur rhythmisch die großen Matten, die die Luft in dauernder Bewegung halten.

Um diese Zeit nimmt der Europäer sorgfältig die Morgendusche. Hohnvoll unterscheiden die Hähne des Bades noch zwischen warm und kalt. Hier brauchte man diese Zweiteilung nicht. Solange das nachtgekühlte Wasser der Leitung nicht verbraucht ist, kann man noch relativ erfrischend baden, hernach aber gibt es warmes Rasierwasser bis zum andern Morgen, auch wenn man hoffnungsvoll den „kalten“ Hahn dreht.

Gegen die elfte Stunde des Vormittags wird es in Djibouti allgemein etwas stiller. Die Hauptarbeit des Tages muß dann getan sein. Um 12 Uhr herrscht Kirchhofruhe. Straße und Platz sind menschenleer. Das Thermometer im Schatten der Arkaden klettert auf 40. Draußen aber, an der Sonne, glüht Sand und Stein zu einer Hitze von 60—70°. Mensch und Tier flüchten. Unter den Torbögen, auf dem Steinboden, oder ihren Schlafgestellen, den sogenannten *Algas*, liegen die Eingeborenen im Mittagsschlaf. Der Europäer sitzt auf der Veranda seines Hauses, oder ruht im Zimmer in den hohen, nach allen Seiten offenen Zimmern, unter den surrenden Ventilatoren, die die heiße Luft etwas in Bewegung bringen. Als nicht akklimatisierter Hotelgast aber trinke ich die zehnte Eislimonade und fluche auf das „Zimmer mit Brise“, das mir der Wirt zu einem unverschämten Überpreis angedreht hat, denn nicht das bescheidenste Lüftlein stört die Backofenruhe der vier Wände.

Gegen vier Uhr des Nachmittags wachsen endlich die Schatten, die Strahlen der Sonne liegen schräger auf den weißen Dächern der Häuser. Allmählich erwacht wieder das Leben, und der Rest des Tagewerks wird verrichtet. Nun kommt wirklich vom Meere her eine kleine Brise auf. Wer irgend kann, holt jetzt das Auto aus dem Stall. Unter Tags wird es vielleicht nie gebraucht, die Entfernungen sind ja klein. Aber abends ist es große Erholung. Man fährt mit Rind und Regel zwei Kilometer das Meer entlang, rundet einige kümmerliche Palmen, die sich



Im Eingebornenviertel von Djibouti.

stolz Dase nennen, fährt zur Stadt zurück und wiederholt diese Rundfahrt beliebig oft, bis der Körper etwas von der Tageshitze abgegeben hat und die Zeit zum Abendbrot gekommen ist.

Abends entschädigt sich alles für die Qual des Tages. In den Somalicafé's liegen die Schwarzen in Scharen auf den Algas vor der Türe, aus Kürbisschalen und Tassen schlürfen sie ihren Aufguß aus Kaffeeschalen, sitzen vor den Figuren eines Mühlespiels oder spielen mit bunten Steinen. In den Hotels herrscht Musik und Betrieb. Wir setzen uns an die Tische auf der Straße. Die Häuser, die Mauern strahlen noch die Hitze aus. Sie erhalten die Wärme des Bodens, denn dieser ist ja in seinen tieferen Schichten immer voll der Glut, die er jahraus, jahrein von der unerbittlichen Sonne empfängt. Der „kühle Keller“ ist also hier der freie ungehemmte Luftzug. Der Nachtbetrieb ist bald beendet. Vor Mitternacht noch verlöschen die Lichter, verstummt Lärm und Gesang. Man braucht die Ruhe der

Nacht, kleinstädtische Regelmäßigkeit ist in den Tropen ein Lebensgesetz.

Für den Fremdling ist dieses Leben ertötend. Man läuft den ersten Tag interessiert umher, sitzt den zweiten gelangweilt im Hotel und fragt am dritten verzweifelt: wann geht endlich der Zug? Das ist die Eisenbahn nach Addis Abeba, der Zweck des Aufenthaltes und das Schönste in Djibouti. Schon am frühen Morgen hat mich der Boy geweckt, und ob ich will oder nicht, eine Stunde vor Abfahrtszeit sitze ich am Bahnhof und warte.

Ringsum ein Gewirr von Menschen. Die ganze Stadt ist trotz der frühen Stunde auf den Beinen. Der Zug ist schmalspurig. Ein Wagen mit erster und zweiter Klasse ist den Europäern und reichen Abessinern vorbehalten; er ist blendend weiß gestrichen, die Einrichtung ist sauber und reinlich. Das Zugsende ist umschwärmt wie ein Bienenstock — die Wagen der Eingebornen. Noch ist nicht recht ersichtlich, ob all diese Volks-

massen mitwollen. Doch schon räumen die Schaffner aus. Da will ein Riesenterl von Somali absolut nicht begreifen, daß er seinen Hammel nicht mit in sein Abteil nehmen kann. Ein Araber ist sehr empört, weil für seine beiden Frauen auch Fahrkarten nötig sind. Da raufen sich Indier mit Griechen und Syriern, da drängen Gallaneger neben würdevollen Abessinern. Als der Zug sich endlich in Bewegung setzt, hocken sie dicht gedrängt am Fußboden, auf den Bänken, oder an den großen offenen Fenstern mit den Beinen nach außen.

Diese Fahrt durch das Land der Somali ist eine Sehnsucht ohne Ende, erschöpfend zu erklären in zwei Worten: Wasser und Kühle. Noch begleiten uns längs der Bucht von Djibouti die Wolken des Meeres, weiß und geballt. Dann eine kurze Biegung, und wir sind eingekleilt zwischen gelben Sanddünen. Schwer keucht die Maschine aufwärts. Noch einige Windungen, und die erste Etappe hätten wir geschafft. Streuseltuchenlandschaft ist das rechte Wort. Eine Wüste ist ja auch in der Heimat leidlich vorstellbar. Aber eine Sandfläche, in gigantischem Ausmaße, von rund abgeschliffenen, schwarzen Steinen besät, ist doch ein erstmaliger Anblick. Nirgends auch nur ein grüner Halm zu entdecken, aber trotzdem suchen vereinzelt Ziegenherden, Schafe und sogar flinke Gazellen nach einer problematisch erscheinenden Nahrung. Ueberragt wird die ganze Landschaft bisweilen von dem einsam dahinziehenden Dromedar, das hoch bepackt mit Holz, nach Djibouti zum Markte zieht.

Von Zeit zu Zeit kommt eine Station. Man weiß ja nicht warum, aber plötzlich ist sie da. Ein kleines Steinhaus, einige kümmerliche Somalihütten. Um die Station eine dicke Mauer mit weißumrahmten Schießscharten. Unsere Somalis sind keineswegs so harmlos, wie sie jetzt erscheinen. Zwanzig Jahre haben sie dem Bahnbau enorme Schwierigkeiten bereitet. Noch jetzt sind ihre Nachkommen, die Dankala, das wildeste Volk Afrikas. Manchmal kommen sie bis zur Eisenbahn. Scheu stehen sie etwas abseits und betrachten das fremde Wunder. Ein Haarpfeil kennzeichnet den Kopffäger, den Danakil auf Freierrsfüßen. Fünf Männer muß er töten, fünf Trophäen muß er nach Hause bringen, ehe die Stammesfitte die Heirat erlaubt. Es ist das harte

Gesetz der Wüste, die nur für eine beschränkte Anzahl Menschen Lebensraum bieten kann.

Das Land ist dem Menschen feindlich. Wo eine verfallene Hütte steht, ist auch ein Steinwall ringsherum, wo eine Feuerstelle den Lagerplatz verrät, sieht man auch den schnell aufgeschichteten Halbkreis. Der Mensch muß sich schützen gegen die Natur, gegen die Hyänen, gegen seinesgleichen.

Glühend brennt die Sonne auf das Dach des Wagens. Das mitgenommene Wasser ist kaum mehr trinkbar. Der kleine Ventilator wirbelt die heiße Luft umher. Der gelbe Sand blendet zum Fenster herein, man wagt nicht zu schließen, um nicht der Angstpsychose des Kastenschwitzbades zu verfallen.

Ein Pfiff der Lokomotive, an den Fenstern der Eingeborenenwagen seltsame Unruhe. Am Horizonte eine Rauchwolke, nein ein senkrechter Trichter, der sich in seltsam kreisender Bewegung nach oben verliert. Aufgeregt erscheint der Schaffner, schließt Fenster und Türen. Ehe wir uns versehen, wird es dunkel und draußen wütet — ersehntes Schauspiel der Jugendlektüre — ein Sandsturm.

Die Wirklichkeit ist nun von einer recht zweifelhaften Romantik. Aus Fugen und Ritzen rieselt der feine Staub, er legt sich auf Sitze und Kleidung, erfüllt die Luft, man mahlt ihn zwischen den Zähnen. Nach zehn Minuten ist der Spuk schon wieder vorüber, und wir fahren weiter.

Kampf gegen Sand, Schweiß, Hitze und Durst. Längst habe ich mich ergeben und flüchte müde in eine stumpfe Apathie. Draußen wechselt die Landschaft, Abessinien, Afrika, macht sich bemerkbar. Der gelbe Wüstensand, der graue Dornstrauch ist verschwunden. Grüner Mimosenbusch tritt auf. Die ersten Schirmakazien stehen als dunkle Silhouetten gegen den Himmel, in ihrer waagerechten Gliederung sich wunderhübsch dem Landschaftsbilde angleichend. Bald wird die Vegetation lebendiger: dichter Urwald, Lianengewächs, Agavengestrüpp und mächtige vielsingrige Kandelaber Euphorbien. Blaue Höhenzüge überschneiden den Horizont, die Ausläufer des Tschertshergebirges. Rasch ist dann die abessinische Grenzstadt Dire-Daua, das Ende der ersten Tagesetappe, erreicht.